

(Nachdruck verboten.)

## Die Stadt.

Roman von Nicolaus Krauß.

Lene war ordentlich in Erregung geraten, ihr Gesicht glühte.

Der alte Herr hob lächelnd den Finger.

„Sie werden doch nicht auch trommeln wollen, Frau Försterin? . . .“

Lene atmete tief.

„Nein, Herr Bürgermeister! Ich trink' keinen Säuerling. Und dann wär's auch für jeden Schlag schad'. Die heutigen Frauen verschenten ihre Wahlvollmachten und lassen damit machen, was man will. Wer sich prügeln läßt, verdient's.“

Der Bürgermeister war wieder ernst geworden.

„Haben Sie noch nichts vom Brezelbäck gehört?“

Lene hatte das Gefühl, als erwarte man von ihr ein Urteil. Nicht ihr eigenes allein. Wie die Frauen über den Agitator dächten, schien man wissen zu wollen. Zögernd erwiderte sie:

„Man redet Verschiedenes. Ich kenne ihn nicht, weiß nicht einmal, wie er aussieht. . .“

Ein leises Neigen des ehrwürdigen Hauptes, die Bittstellerin war in Gnaden entlassen.

Auf dem Marktplatz lief Lene einer alten Bekannten in die Arme. Sie hatte ihr, deren Mann gern etwas Gutes aß, von Konradsreuth aus manchen Hasen und Hühnerschlegel in die Küche geliefert. Das magere Frauchen war noch hinaufgeworden, nur das rote Mal auf der rechten Wange brannte wie ehedem.

„Gott, sie kommt schon oben herein!“ dachte Lene, da sah sie die schwimmenden Augen der andern. Und um sie auf andre Gedanken zu bringen, fragte sie, spöttisch lächelnd:

„Hat's epper gar schon wieder ein Unglück gegeben, Frau Radl?“

Die gab keine Antwort. Große Thränen rollten ihr über die schmalen Wangen.

Ihr Mund zuckte. Endlich brachte sie hervor:

„Ich halt's nimmer aus . . . Frau Försterin! . . . Es ist zu schwer!“

Und wieder schlug eine Fährte die andre.

Lene kannte den Kummer der Unglücklichen. Er, ihr Mann, groß und stark, ein wahrer Riese, sie schwächlich von Jugend auf, eines jener verhätschelten Wesen, denen jeder Wind einen Schnupfen bringt, ein scharfer Blick, ein grobes, brutales Wort die Ueberlegung raubt. Ihm schlug alles zum Guten aus, während sie mehr und mehr verkümmerte. Sie schien schon so weit zu sein, daß sie ihren Gram hegte. Wenn sie nichts zu klagen, zu jammern, nichts zu beweinen gehabt hätte, wäre sie noch unglücklicher gewesen, als sie sich jetzt fühlte. Lene wußte, daß da jede Tröstung vergeblich war. Die andre hörte nur die Bestätigung heraus, daß sie wirklich unglücklich war, bedauerte sich selbst und weinte um so eifriger.

Lene that die Frau leid. Aber sie erinnerte sich ihres Würnehmens und sagte:

„Frau Radl, wenn es nicht etwas ganz Elliges ist . . . ich hab' wirklich keine Zeit! . . .“

Die andre sah erst eine Weile wie verloren vor sich hin; als Lene ausschnitt, schloß sie sich ihr an. Mit ungleichmäßigen, bald langsamen, dann wieder schnelleren Schritten haspelte sie neben der noch immer schlanken Försterin einher.

Der Marktplatz war leer. Auf den schwarzen Klingsteinen lag prall die Julisonne und ließ sich grauweiß aufglänzen.

Eintönig, wie Regentropfen vom Dache, fielen die Worte von den Lippen der Unglücklichen.

„Einer Menschenseele muß man doch sein Leid klagen! . . . Seit wir damals die Schlächtereie aufgaben, mag er mich nimmer. Um die Kinder kümmert er sich auch nicht . . . Immer ist er draußen auf den Feldern. . . . Ach ja, er

stammt ja von den Bauern, und es macht ihm Freude, das Herumwirtschaften . . . aber seine Frau verachtet man doch nicht! . . . Ich hab' ihm nichts gethan. . . . Das Geschäft hab' ich ihm zugebracht und Geld. . . . Und jetzt . . . da ich alt werde . . .“

Ihre Thränen kamen wieder stromweise. Plötzlich krallte sie ihre Finger in Lenes Ärmel. Sie schrie es fast:

„Er hält's mit der Magd! . . . Sicher weiß ich es! Ich laß mich nicht für 'n Narr'n halten! . . . Ich bin nicht so dumm! . . .“

Sie waren bis zum Brunnen des Röhrkastens-Wastel gekommen. Die Försterin blickte hinüber. Das steinerne Stadtwahrzeichen machte im mitleidslosen Sonnenlicht einen arg verwitterten Eindruck. Recht müde sah der Wastel aus; als wollte er in die Knie sinken, trotz der eisernen Lanze, auf die er sich stützte.

Lene war es unbehaglich. Burden denn alle zu Waschlappen? Sie wandte sich ihrer Gefährtin zu; herb klang ihre Stimme.

„Ich wüßte, was ich thät', wenn mir so was passieren würde! . . . In seiner Gegenwart würd' ich ihr die Schande auf den Kopf zusagen; ein paar Ohrfeigen bekäm' sie und hinaus müßte sie, sofort und auf der Stell' . . . Wissen Sie's sicher? Haben Sie was g'hört oder g'sehen?“

„Wird wohl sein . . . Er thut ja alles, was sie will . . . G'sehen hab' ich g'rad nichts . . .“

Lene, deren braune Augen ganz hell geworden waren vor Zorn, funkelte die Frau an:

„Wissen Sie was, Frau Radl? . . . Gehen Sie nach Hause! Sie sehen Müden, sag' ich Ihnen! Das ist alles Einbildung, was Sie daher geredet haben . . . Gehen Sie nach Hause, schauen Sie auf Ihre Wirtschaft und Ihre Kinder, das andre wird sich schon geben . . . Adje, ich habe wirklich keine Zeit! . . .“

Die Andere haschte nach ihrer Hand.

„Sie haben mich wirklich getörscht, Frau Försterin, ich . . .“

„Gehen Sie nur nach Haus! Zu danken giebt's da nichts!“

Sie sah ihr nach, wie sie den Markt hinabeilte und dachte: Jetzt hat das einen Mann, gesunde Kinder und Geld und verbittert sich so das Leben. Da ist's wie beim Matthäus mit dem Eis. Find' er kein's, so macht er ein's . . .

Lene überschritt die Bahnhofstraße. Die hatte sich schön herausgemacht in den letzten Jahren. Von Konradsreuth her waren sie immer auf einer andren Seite, bei der Aktienbrauerei vorbei und durch den einen Rathausbogen nach der Stadt gekommen. Sie erinnerte sich: Hier waren früher bis zum Bahnhof hinauf Gärten, und wieder Gärten, kleine Häuser, denen man von der Straße aus aufs Dach steigen konnte, wüste Schuttabladepfähle gewesen. Jetzt erschien die breite Straße fast geschlossen, Neben- und Querstraßen hatte man angelegt, auch sie waren zum Teil schon ausgebaut. Und überall hohe Häuser mit hellen Fenstern und großen Läden, deren Schaufenster gefüllt waren mit allen möglichen Waren. Die Straße hinauf rumpelte ein krebsroter Sprengwagen. Hinten ging ein alter Mann und schlenkerte den Schlauch nach rechts und links, daß die Tropfen bis auf beide Trottoirs flogen.

Endlich hatte Lene das Haus gefunden, in dem der Professor wohnte. Sie stieg die zwei Treppen hinauf und klingelte. Ein kaum den Kinderschuhen entwachsenen Dienstmädchen öffnete und fragte, nachdem sie die Fremde gemustert, was sie wünsche.

Den Herrn Professor Jacob sprechen.

Nicht vorher auch die Frau Professor!

Nein, nur den Herrn.

Ja, der sei augenblicklich in seinem Studierzimmer und wolle da nicht gern gestört werden. Aber sie werde gehen und fragen.

Nach einer Weile kam das Mädchen zurück und öffnete weit die Glasthür, welche den Korridor abschloß.

„Der Herr Professor lassen bitten.“

Lene fand den kleinen, bebrillten Mann am Schreibtisch. Er hatte augenscheinlich Hefte korrigiert. In dem karg möblierten Zimmer, dessen zwei offene Fenster nach einem



Hofe gingen, aus dem die Krone einer Kastanie heraufragte, roch es stark nach Tabak. In einer Ecke lehnte eine lange Burschenpfeife, aus deren Kopf leichter Rauch in dünnen Fäden emporstieg.

Der Professor trug einen leichten, trotz der Hitze ganz zugeknöpften „Jägerrod“, von dem der Blonde, ins Rötliche spielende Vollbart sich scharf abhob.

Mit einer Handbewegung, die für seine geringe Körpergröße etwas zu weit gezogen und wuchtig war, sagte er:

„Darf ich Ihnen einen Stuhl anbieten?“

Vene setzte sich. Während sie ihn einen Augenblick aufmerksam ansah, dachte sie: Stimmt, es ist schon der mit den „Tieren“.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Mein Name ist Gruber. Ich bin die Tante und Kostfrau des Studenten Fritz Gruber . . . Er ist in der achten Klasse . . . und ich möchte mich erkundigen. . .“

Ueber das sonst etwas verwaschene Antlitz des Schulmonarchen senkte sich sofort die strenge Maske der Autorität. Er kramte auf dem Schreibtisch, fand ein zierliches, in rotes Leder gebundenes Notizbuch und blätterte.

„Fritz Gruber . . . Ja . . . wohl, wohl! . . . Er wird die Matura schon bestehen. Seine schriftlichen Arbeiten waren gut . . . Er kann sogar ein sehr schönes Zeugnis erhalten! . . .“

Plötzlich wandte er sich wieder herum und blickte die Frau, deren Gesicht vor Freude glänzte, streng und scharf an.

„Ja . . . aber zufrieden sind wir mit ihm nicht.“

„Herr Professor! . . .“

Er hob die Hand und machte eine Bewegung, als wollte er mitten in die Luft einen Punkt setzen.

„Es ist etwas in ihm, das jeder Disciplin Hohn spricht. Die Wurzel liegt in dem verdammten — entschuldigen! — Starrsinn der Egerländer. Der ist einer für sich. Er folgt dem Lehrer nur soweit, als er will. Was ihm nicht paßt, weist er ab. Selbst die Person des Lehrers. Das wirkt verlegend, beleidigend! . . . Sehen Sie, ich weiß die deutschen Stammeseigentümlichkeiten sehr gut zu schätzen — ich bin deutschnational bis auf die Knochen — aber ich bin berufen, dem Staate tüchtige Beamte heranzuziehen. Und die müssen Disciplin im Leibe haben!“

Vene war ganz heiß geworden. Mehr und mehr beschlich sie die Furcht, daß ihrem Verwandten im letzten Augenblick eine Gefahr drohe.

„Aber, Herr Professor, der Fritz will ja gar kein Beamter werden!“

Der Professor hatte einige Schritte in das Zimmer hinein gemacht. Jetzt blieb er stehen und wandte sich.

„Das geht uns nichts an! Darauf können wir uns nicht einlassen! Wir haben unsern Lehrplan und unsre Vorschriften; an diese müssen wir uns halten. Wo käme auch die Zeit her, jeden Schüler, sagen wir einmal, nach seinen Anlagen und seinem Charakter gemäß zu behandeln. Das Gymnasium ist keine Brutanstalt für Genies! . . .“

„Mein verstorbener Mann war anderer Ansicht.“

Er war wieder zu seinem Sessel zurückgekehrt. Sein Kopf schnellte in die Höhe.

„Was?“

„Er sagte, nicht einmal von den Bäumen im Walde sei einer so zu behandeln, wie der andre. Was dem einen nütze, sei für den andern der Untergang. Einem jungen, einzeln stehenden Laubbaum mit starker Krone und dünnem Schaft würde jeder eine Stütze geben, während zum Beispiel bei der Fichte . . .“

Der Professor hatte die Frau einige Sekunden lang aufmerksam betrachtet. Jetzt unterbrach er sie, seine Rede ging im reinen Plauderton:

„Sagen Sie einmal Frau . . . Frau . . .“

„. . . Gruber . . .“

„Frau Gruber — entschuldigen! — Haben wir uns nicht schon einmal gesehen?“

„Wart', Lump, jetzt hab' ich Dich!“ dachte Vene. Aber beinahe gleichgültig antwortete sie:

„Es ist mir auch schon so vorgekommen . . . Mein Mann war Förster in Konradshreuth. Ja, jetzt hab' ich's! . . . Als der Herr Graumann die Jagd hatte, haben Sie uns auch einmal beehrt, Herr Professor . . .“

Sie sah ihm voll in die Augen. Eine leichte Röte stieg ihm ins Antlitz.

„Sehen Sie! . . . Sehen Sie! . . . Ja, was ich noch fragen wollte . . .“

Er hatte einen Bleistift ergriffen und tippte mit dem runden Deinknöpfchen einigemal auf den Tischrand.

„Ja . . . Hat der Vater des Burschen — den Fritz Gruber meine ich — Vermögen?“

„Der Vater ist tot. Etwas Geld ist da, aber nicht viel, Fritz will auf der Universität dazu verdienen . . .“

Der Professor, den es ärgerte, daß er sich beinahe hätte einschüchtern lassen, brach los:

„Da haben wir's ja! . . . Jetzt, Frau Gruber, kann ich Ihnen sehr genau sagen, was aus dem Herrn Fritz wird; Entweder ein Roter oder ein erzkonservativer Schwarzgelber. Ich prophezeie: Ein Roter.“

Vene schüttelte leise den Kopf, sie verstand nicht, was der Professor mit den beiden Bezeichnungen sagen wollte. Der aber fuhr fort:

„Zawohl, ein Roter! . . . Er ist ein sehr talentierter, ein sehr fleißiger Bursche, aber er wird weder in Prag, noch in Wien weder ein Stipendium noch eine gut bezahlte Stunde bekommen. Und das muß ihn verbittern, und . . .“

„Ja . . . Warum? . . . Warum?“

„Er bekommt von uns eine schlechte Sittenklasse.“

Vene war emporgeschneilt. Ihr Gesicht war weiß wie Kalk.

„Der Fritz?! . . . Hat er was angestellt?“

„Dieser Uebermut muß gedämpft werden! . . . Und dann . . . Wissen Sie denn wirklich nichts?“

Die Frau starrte ihn noch immer fassungslos an.

„Aber Sie sind doch keine Kostfrau! . . . Und die . . . Frau wohnt doch in Ihrem Hause! . . . Der Herr Professor Botter hat sie schon auf allen möglichen Feld- und Waldwegen zusammen gesehen . . . Es ist ja der reine Skandal! . . . Alle Welt redet darüber . . .“

Mit einer gewaltigen Willensanstrengung bezwang Vene das Bittern. Hier mußte sie sich ganz einsetzen, wenn es noch etwas helfen sollte. Mit vor Zorn und Entrüstung rauher Stimme, aber vollständig Herrin ihrer selbst, entgegnete sie:

„Ich soll nicht gesund weggehen, wenn ich davon etwas gewußt habe! . . . Der Fritz ist brav, aber weich . . . unerfahren . . . er ist im Walde aufgewachsen und hat die sich abschließende Gruber-Natur . . . Ich kann mir's schon denken . . . Als eine Auszeichnung hat er es empfunden, daß diese Frau von sich mit ihm abgegeben hat . . . Und sie . . . die . . . hat mit ihm gespielt, wie mit einer Kage . . . Aber . . . daß nichts Ernstes vorgekommen, dafür, Herr Professor, lege ich die Hand ins Feuer! . . . Und das Gerede? . . . Geredet wird immer . . . Wie ist damals geredet und gelacht worden, als auf einer Jagd ein Stadtherr zwei Rehböcke als „Tiere“ ansprach . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

### Auf der Bergstraße.

Die Bergstraße ist ein alter Kulturboden, der schon zu Zeiten der Römer wegen seiner Fruchtbarkeit berühmt war. Im Mittelalter noch weiter gehegt und gepflegt, hat er sich immer mehr zu einem Dorado der Obstzucht entwickelt. Merian vergleicht ihn 1645 mit einem lustigen Garten, durchzogen von klaren, forelleneichen Bächen, belebt von allerlei Wildbret und besetzt mit köstlichen Fruchtbäumen. Ost von feindlichen Scharen verwüstet, insbesondere von bairischen, schwedischen und Tirolischen Truppen im Dreißigjährigen Kriege und von den französischen Vandalen unter Turenne, hat die Natur im Verein mit dem Fleiße der Bewohner immer wieder die geschlagenen Wunden geheilt und nach wie vor ihren unerschöpflichen Segen spendet.

Seidelberg bildet zur Bergstraße ein würdiges Präliminum. Es verkehrt in die rechte Stimmung, um den Wanderstab zu ergreifen und weiter in das schöne Land zu ziehen. Die Dörfer und Städtchen, die Burgen und Schlösser, die rebenumkränzten Hügel locken mit der Gewalt einer verführerischen Zauberin.

In wenigen Minuten ist man in Handschuhshheim, das halb versteckt zwischen Kirschbäumen liegt. Und nun nehmen die Obstbäume bis Eberstadt, drei Kilometer von Darmstadt, kein Ende mehr. Kesseln bilden den Hauptumfang dieser Kultur. Mag Württemberg auch den Ehrenplatz unter den Obstdistrikten Deutschlands einnehmen, da die Summe seiner Apfelbäume mehr als dreieinhalb Millionen beträgt, so gebührt der Bergstraße doch insofern der Vorzug, als neben den Kesseln auch Birnen, Nüsse, Kirichen, Zwetschen, Mirabellen, Meineclauden, Mispeln, Aprikosen und Pfirsiche in stattlicher Menge geerntet werden. In manchen Gärten werden sogar Mandelbäume mit reichem Fruchttrage gezogen, nicht zu vergessen die zahmen Kastanienbäume, die vortreffliche Maronen liefern. Am Hoch- und Galbstamm und am Spalier hängen in gesegneten Jahren die



Früchte in Uebersülle. Boden und Klima, pomologische Kunst und Erfahrung haben diesen Reichtum hervorgebracht.

Im Juni und Juli prangen die Kirichen an den Bäumen, vornehmlich in der näheren Umgebung der Heidelberger Flur, und zwar in den edelsten Sorten — die rote Frühkirche, die gelbrote Zuckerkirche, die große schwarze Königskirche und die kostbare kleine Gaibergerkirche, die mit ihren roten Stielen noch im August an den Bäumen hängt. Im Durchschnitt wird der Ertrag eines Kirschbaumes sehr niedrig mit zwei Mark berechnet, aber wer da in Handichsheim herumhört, wird erfahren, daß manche Bäume einen Ertrag von zehn bis zwanzig Mark liefern, denn die Heidelberger zählen im Kleinverkauf fünfzehn bis zwanzig Pfennig für das Fund.

Ueberhaupt sind die Einnahmen aus der Obstkultur recht ergiebig; sie sind aus dem Veerenobst, das in steigendem Umfange kultiviert wird, wegen der größeren Beständigkeit der Ernten und der zunehmenden Verwendung zu Veerenweinen, sogar ausgezeichnet. Jeder Bauer, jeder Arbeiter und Handwerker, jeder Beamte und Rentier ist in diesem Distrikt Obstzüchter. Der Heidelberger Professor mag ein noch so großer Bücherwurm sein und in den Wissenschaften aufgehen, aber er hat seinen Obstgarten, in dem er pflanzt, pfropft, düngt, bewässert, beschneidet, Anzeigefier vertilgt, säht, ausbindet und erntet. So manche Professorenfrau kann es in puncto Obstkultur mit dem gediegensten Pomologen aufnehmen. Und bei den anderen Leuten ist es eben so — das Obstzüchten steht ihnen geradezu im Blute und gehört zu ihren liebsten Beschäftigungen. Zum Apfelbaum steht man mit einer Verehrung empor, wie etwa der Bewohner Aegyptens und der Blüte zur nahrungspendenden Dattelpalme. Was vom Baume fällt, wird zu Most verarbeitet, und dieser ist nicht schlecht, wenn er auch den Vergleich mit dem Traubenmost nicht aushalten kann. Die gepflückten Äpfel wandern meist in die Hand des Großhändlers, der sie fahnen- oder waggonweise in die weite Welt sendet, es sei denn, daß es sich um Tafelobst handelt, das in Postkollis verpackt wird.

Und nun die Trauben. Fast ununterbrochen ziehen sich die Rebstöcke an der rechten Seite der Landstraße wohlgeordnet in Reih' und Glied hin. Rebstück an Rebstück, gepflegt mit geradezu mittelalterlicher Zärtlichkeit, wie sich denn auch das Bestreben, den wertvollen Besitz so ertragsfähig als möglich zu machen, in der ganzen Behandlung der Rebe kundgibt. Nicht ein Pflänzchen Unkraut ist zwischen den Stöcken zu entdecken, jeder Stöck ist sauber gehäufelt und jeder Trieb sorglich aufgebunden, so daß er Luft und Licht hat. Es sieht aus, als ob grüne Regimenter in Parade aufmarschiert seien, um vor dem Wanderer die Honneurs zu machen. Im Juni beginnt die Blüte, und ist sie vorüber, so wird im Juli bei trockenem, sonnigem Wetter die Verarbeitung des Bodens zum dritten Male aufgenommen, das Anheften der Triebe fortgesetzt und jeder Stöck zum zweiten Male mit Ankerfallbrühe gesprüht. Hin und wieder sieht man dem Wachstum eines zurückgebliebenen Rebstückes mit Chilialpeterdüngung nachhelfen. Ist der August herangelommen, so wird zwischen den Stöcken noch gejätet oder gehackt und gesprüht. Was die Ernte bringen wird, ist nun zu übersehen. Sorgenvoll richtet sich der Blick nach dem Himmel — viel Regen bringt die Traube nicht zur Reife und giebt saure Veeren, allzuviel Sonnenschein und Hitze dörrt die Veeren aus; fällt noch unmittelbar vor der Reife starker Regen, so geraten die Veeren ins Faulen.

Für Weißwein, der die Hauptrolle spielt, kommt fast ausnahmslos die Rieslingsrebe in Betracht, für die sehr beschränkten Rotweine die Spätburgunderrebe. Erst im Oktober, oft sogar erst zu Anfang November wird mit der Reife begonnen. Dann giebt es viele Arbeit, aber sie wird gern geleistet, denn es gilt Schätze einzuharfen. Allein in jenem, hinter Lundenbach beginnenden Teile der Bergstraße, der zum Großherzogtum Hessen gehört, sind auf der 708 Hektar großen Weinbaufläche in jedem der letzten zehn Jahre durchschnittlich 7680 Hektoliter Wein im Werte von 337 000 M. gewonnen worden. Bei Heppenheim, vor dem sich auf rebenumkränzter Höhe der mächtige Turm der Starckenburg erhebt, bei Bensheim mit seinen alten Befestigungen und bei Auerbach, über dem das 1674 von den Franzosen unter Turenne zerstörte Schloß liegt, befinden sich die Hauptlager. Der Weinhandel floriert besonders in Bensheim, was aber nicht ausschließt, daß auch in anderen Orten der Bergstraße ein lebhaftes Geschäft in Wein gemacht wird. An den Stammstücken wird natürlich viel von Wein und auch von der Obstkultur geredet. Wer zuhört, kann etwas lernen, denn man ist in diesen Dingen vortrefflich beslagen. Bei einem guten Schoppen oder einem Viertel-Liter, der je nach der Qualität mit 15 bis 25 Pf. berechnet wird, läßt sich hier des Lebens Unverstand vortrefflich ertragen.

Zur Zeit werden in idyllischen Nistern an der Bergstraße die Keltergerätschaften, Fässer und Keller revidiert. Mancher Wagen, beladen mit leeren alten und neuen Fässern, zieht schwerfällig vorüber. Das Faß ist jetzt von größter Wichtigkeit und für eine hinreichende Anzahl von ihnen muß geforgt werden. An neue Fässer geht man nicht gern heran, da sie dem Wein schlecht bekommen. Die Dauben sind von Eichenholz, und in dem Holz befinden sich lösliche Stoffe, die durch sorgfältiges Auslaugen und Ausbrühen entfernt werden müssen. Aber wie sorgfältig das auch geschehen mag, so nehmen in ihnen seine Weine einen leichten Beigeschmack an, den die Junge des Kemmers sofort herausmerkt. Einen Steinberger, Johannsberger, Markobrunner oder ähnliche edle Rheinweintröpfer wird man daher nie in neue Fässer füllen, und wer es möglich

machen kann, benützt selbst für die gewöhnlichsten Weine gebrauchte Fässer. Auch diese werden zuvor gründlich ausgewaschen, vornehmlich, um zu verhindern, daß sich Schwefelwasserstoff bildet und den Wein im Geschmack verdirbt. Die Fässer werden nämlich wiederholt ausgeschwefelt, und ist abgetropfter Schwefel in ihnen zurückgeblieben, so geht er mit dem gährenden Wein die unliebsame verderbliche Verbindung ein. Die Entfernung irgendwelcher Schwefelreste aus dem Faß ist daher vor dem Einfüllen des Weines dringend geboten.

Bei der Wanderung über die Bergstraße und ihren prächtigen Seitenthälern muß der Naturfreund mit den besten Vorsätzen gewappnet sein, denn der gaslichen Stätten, in denen das edle Raß als Most und Wein sehr zuvorkommend kredenz wird, giebt es gar viele. Dossenheim, Schriesheim, Leutershausen, Groß-, Hohen- und Lütjenbach, Sulzbach, Hemsbach und wie alle die anderen traulichen Nester heißen mögen, halten den Wanderer fest. Vornehmlich ist Lütjenbach ein gefährlicher Ort, denn wie Circe den Odysseus und seine Genossen, so ungarnt uns hier mit stegreicher Gewalt ein äußerst „juifiger“ Rotwein. Die drei Sachsendörfer, früher insgesamt „Saisinheim“ genannt, sind wegen ihres Roten weit und breit geschätzt. Schon vor einem Jahrtausend soll er an diesen Stätten von Mönchen, die fürsorglich Reben gepflanzt hatten, getrunken worden sein. Auch Weinberg muß man lieb gewinnen, weniger wegen seines Stahlwassers, als wegen seiner Bachusgaben. Hier öffnet sich auch das Thal der Weschnitz, die in Jugendkraft aus dem Obenwald herausspringt. An den schönen Landschaftsbildern und dem guten Bergsträßler wird jeder seine lichte Freude haben. —

Heinrich Göding.

## Kleines Revueletton.

ml. Regenhumor. Ebenso verregnet wie der heutige Sommer war der des Jahres 1856. Die Berliner verloren darob jedoch ihren Humor nicht. Das Vergnügungslokal „Voruffia“, Weinbergsweg 6/7, veranstaltete am 30. August des genannten Jahres ein „Großes Regen-Fest“ mit folgendem „nassen“ Programm:

### Erster Teil.

Mittagskühle, Marsch von Wassermann.  
Ouvverture zu: Der Wasserträger, von Eimer.  
Spritzfahrten, Walzer von Stabell.  
Engeltörner-Quadrille von Frost.  
Schneegeßtüber-Polka von Kühl.

### Zweiter Teil.

Die Sündflut, grande Fantaisie pour Orchester temporaire von Doud.

1. Satz: Es beginnt zu regnen. 2. Satz: Es regnet. 3. Satz: Es regnet. 4. Satz und Finale: Es regnet noch.  
Scene und Arie aus der unvollendeten Oper: Die Jungfrau im See, von Sturzbach.

Wind-Galopp von Anna Janah.  
Reberchwimmungs-Polka-Mazurka von Onellenreich.  
Finale aus der Oper: Moses, von Stab.  
„Wasser, Wasser“, Original-Dichtung von Dr. Raß mit Orchesterbegleitung. Melodie wird vorgespielt.

### Dritter Teil.

Raffener, Marsch von Feuchtersleben.  
Noch ein Böllchen, Walzer von Dunkelmann.  
Du hast mich zu Grunde gerichtet, Polka-Mazurka von Sommer.  
Blitz-Galopp von Zeus. —

— Ein wachsender Gletscher. Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: Die Schweizerische naturforschende Gesellschaft und der Schweizer Alpenklub lassen gemeinsam seit einer Reihe von Jahren genaue Messungen über die Bewegung der Gletscher vornehmen. Besonders systematisch und sorgfältig wird diese Arbeit am Rhonegletscher durchgeführt. Wie man weiß, sind die Gletscher im Schweizer Hochgebirge, der Rhonegletscher stärker als alle andern, in stetem Rückgange begriffen. Deshalb fällt es nun auf, daß ein Firnsfeld, der Steingletscher am Sustenpaf, nach den neuesten Messungen fast im Vorrücken begriffen ist. Die letzte Messung ist Sonnabend, den 6. September, vorgenommen worden und man hat dabei auf der ganzen Linie ein Vorrücken von 4–5 Metern konstatiert. Diese Erscheinung ist um so auffallender, als der Steingletscher bis jetzt wie die übrigen Schweizergletscher auch im Rückgange begriffen war. Es wird sich in der Zukunft zeigen, ob dieses Vorrücken den Beginn einer neuen Wachstumsperiode bedeutet, oder ob es nur den außergewöhnlichen Witterungsverhältnissen dieses Frühjahrs zugeschrieben werden muß. Wenn das letztere der Fall sein sollte, so müßte man ähnliche Erscheinungen wohl auch an den übrigen Schweizer Gletschern nachweisen können. —



### Theater.

oe. Im Central-Theater unterhalten die Herren Kren und Schönfeld von Thalia-Theater während dieses Monats eine Art Fisiäle. Das Repertoire wirbelt ein bißchen bunt durcheinander; vorgestern die alte Wiener Schmirre „Drei Paar Schuhe“, gestern ein Stück aus der Gegend des Residenz-Theaters. An dieser bereits vor zwei Jahren aufgeführten Posse haben sechs theaterkundige Herren, darunter die beiden Direktoren, ihren Schweiß geopfert; und was da unter dem Titel „Wie man Männer fesselt“ zu stande kam, gab sich leidlich pitant und unterhaltend. Die allerliebste Geschichte von der eifersüchtigen Frau, die ihren auf Abwege geratenen Mann dadurch kuriert, daß sie led in gemischter Gesellschaft seine Pfade krenzt. Das zündet zumeist, besonders wenn eine so einschmeichelnde Musik wie die von Victor Roger in den Läden anshilft. Unter den Mitwirkenden haben neben guten Bekannten wie Herr Grünfeld und Hrl. Wannonius einige neue Kräfte mit Glück bestanden. So Hrl. Marie Mancini als Ballettfee, die mir im Anfang ein bißchen ängstlich auftrat, besonders aber Hrl. Pepi Weiß. Mit temperamentvollem Behagen gab diese Künstlerin die gekränkte Gattin, die bei der gefeierten Tänzerin in der Geheimkunst der Kofletterie erfolgreich Unterricht nimmt. Eine der besten Soubretten aus der Glanzzeit des Kolthp Ernst-Theaters, Frau Josephine Dora, trat als komische Alte auf. Sie spielte drölig wie früher, aber doch stimmte solche Mahnung an die Vergänglichkeit alles Irdischen zur Wehmut. —

### Aus dem Tierleben.

— Neber die Entwicklung und die Lebensweise der Vorkenläser sprach dieser Tage Dr. Hagedorn im „Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung“ in Hamburg. Der „Hamburger Korrespondent“ berichtet über den Vortrag: Die Vorkenläser sind kleine, beinahe walzenförmige Käfer von gelber, brauner bis schwarzer, nie metallischer Färbung. Sie kriechen fast durchweg in Holzpflanzen, aber auch in diesen wieder nur in den verholzten Teilen, und legen ihre Eier stets in „Muttergänge“, d. h. in Höhlungen mit kreisrunden Eingängen, den Vobröchern, die der hierbei mit seinem ganzen Körper in die Pflanze eindringende Käfer nagt. Die Muttergänge sind in ihrer ganzen Länge gleich weit, walzenförmig, der Dide des Käfers entsprechend, und linear oder unregelmäßig. Im ersteren Falle nagt das Weibchen rechts und links im Gange kleine Gräbchen für die Aufnahme der einzeln abgelegten Eier, und von diesen Eiergräbchen gehen dann mit der Entwicklung und dem Wachstum der Larven die rechtswinklig auf den Muttergang gerichteten Larvengänge ab. Diese nun sind im Beginn schmal, verbreitern sich aber mit zunehmendem Wachstum der Larven, sodas sie am Ende am breitesten sind. Hier findet auch die Verpuppung der Larve statt, in der Puppenwiege, die entweder in der Rinne oder an der Grenze von Rinne und Holz gelegen, einen ovalen Umriss zeigt oder mit einer runden Oeffnung senkrecht in das Holz eindringt. Diese Fraßfiguren, die durch das Zusammenwirken von Mutterkäsern und Larven gebildet werden, sind so ungemein charakteristisch, das nicht allein für den nur einigermaßen Geübten ein Vorkenläserfraß von jedem andren Insektenfraß sofort unterscheidbar ist, sondern auch in den meisten Fällen aus der Gestalt der Fraßfigur und der befallenen Holzart auf die Art, der der Thäter angehört, geschlossen werden kann. Je nachdem von dem Vobröckel nur ein Gang abgeht oder mehrere, spricht man von einarmigen oder mehrarmigen Muttergängen, ferner je nach der Richtung, die der Muttergang zur Längsachse des Stammes hat, von Längs- oder Quergängen. Fraßfiguren, bei denen mehrere einzelne Muttergänge von einem gemeinsamen, central gelegenen Stamme (Stammkammer) abgehen, nennt man Sterngänge. Dies Gesagte gilt für die Rindenbrüiter, d. h. diejenigen Vorkenläser, die ihr Vobröckel höchstens bis auf das Holz treiben, während bei den Holzbrüitern, die in das Holz eindringen, andre Verhältnisse statthaben. —

### Aus dem Pflanzenleben.

— Kultur der Lilien. Lilien kann man im Herbst und im Frühjahr pflanzen, die beste Pflanzzeit ist aber der Herbst. Man wähle freiliegende Beete, nicht solche, welche an einer Wand oder Mauer sich hinstrecken, weil dort die Lilien sehr leicht verbrennen und ein krauthaftes Aussehen bekommen. Die Erde muß locker, humus- und dungreich sein, frischer Dung ist jedoch unter allen Umständen zu vermeiden. Bei zu fester und bländiger Erde sucht man ihr durch Zusetzen von Sand oder Sägespänen jene Beschaffenheit zu geben, welche zum guten Gedeihen dieser herrlichen Pflanzengattung notwendig ist. Erst nachdem das Land in zweckentsprechender Weise vorbereitet wurde, legt man die Zwiebeln mit 30 Centimeter Abstand 25—30 Centimeter tief. Je leichter und trockener der Boden und je größer die Zwiebel, desto tiefer muß dieselbe gepflanzt werden. Die einzige Schuld, wenn dieselben nicht gedeihen und nicht zum Blühen kommen wollen, ist die flache Lage der Zwiebel. In ihrer Heimat stehen die Lilien meistens unter einer dichten Grasnarbe. Es ist deshalb ratsam, die damit bespangten Beete im Frühjahr noch mit kurzstengligen oder teppichbildenden Pflanzen, wie Reseda, Vellis, Lobelien usw. zu bespflanzen. Hierdurch hält man die brennenden Sonnenstrahlen von der Erde ab. Beginnen nach der

Blüte die Stengel und Blätter sich gelb zu färben, so schneide man die Stengel dicht über der Erde ab, damit sie keine Samen ansetzen, wodurch die Zwiebeln unnötig geschwächt werden. Im Winter läßt man die Zwiebel ruhig in der Erde und bedeckt sie mit etwas Laub oder Fichtenreisig. Um einen schönen Flor und kräftige, fortpflanzungsfähige Zwiebeln zu erzielen, ist es nötig, das die Lilien mehrere Jahre ungestört stehen bleiben. Nur alle 3—4 Jahre, wenn die vorhandenen Nahrungstoffe des Beetes aufgebraucht sind, hebe man die Zwiebeln sorgfältig heraus, teile und reinige sie von Brutzwiebeln und pflanze sie auf ein neues Beet, welches ein Jahr zuvor gut gedüngt worden ist. — (Nertius.)

### Humoristisches.

— Raffiniert. „Ja, Erna, Du weißt Dir aber auch gar nicht zu helfen! Wenn mich auf der Straße ein mir unympathischer Herr verfolgt, gehe ich einfach ins nächstgelegene Standesamt, und — weg ist er.“ —

— Verlockend. Tourist (zum Reisegefährten): „Du, jetzt ist's aber Zeit, daß wir an ein Wirtshaus kommen... seitdem wir durch die Hopfenfelder gegangen sind, kann ich's vor Durst nimmer aushalten!“ —

— Verschnappt. Fremder (der von dem Diener einer befreundeten Familie an der Bahn abgeholt wird): „Sie suchten ja so lange... hat Ihnen Ihr Herr keine Beschreibung von mir gegeben?“

Diener (verlegen): „O doch... aber es sind halt mehrere Herren mit roten Nasen angekommen!“ — (Regendorfer Blätter.)

### Notizen.

— Marg Möller hat eine neue deutsche Bühnenauffassung der „Sakuntala“ von Kalidasa beendet. —

— Alexander Roszkowski's Einakter „Die Enthüllung des Heine-Denkmal's in Berlin“ gelangt demnächst im Bunten Theater zur Aufführung. —

— Georg Hirschfeld's Schauspiel „Die Mütter“ wird in diesem Winter in russischer Sprache im Neuen Theater in Petersburg gespielt. —

— „Kunststätten“ heißt ein Schauspiel von Paul Althof, das vom Wiener deutschen Volkstheater zur Aufführung angenommen worden ist. —

— Björnsons Drama „Der König“ wurde im National-Theater zu Christiania mit großem Erfolg aufgeführt. —

— „Das Glockenspiel“, ein Ballett von Massenet, wird im Oktober erstmalig im Opernhause gegeben werden. —

— Franz Werthers Operette „Der Landsknecht“ erzielte bei der ersten Aufführung im Dresdener Residenz-Theater einen großen Erfolg. —

— Mascagni bleibt Direktor in Pesaro. Der Präfekt von Pesaro hat den Beschluß der Stadtverordneten über die Absetzung Mascagnis als Direktor des Theaters von Pesaro verworfen. —

— „Mein Onkel“, eine Operette von Hugo Feliz, wird noch in dieser Saison im Central-Theater ihre Erstaufführung erleben. —

— Neber die Abhängigkeit des Frühlingsesintrittes von der geographischen Breite in Deutschland läßt sich, wie der „Globe“ einer Abhandlung von Jhne in den „Phänolog. Mitteil. der oberbessischen Gesellsch. f. Naturkunde“ entnimmt, folgender Satz aufstellen: Mit der Zunahme der geographischen Breite um 1 Grad verzögert sich der Eintritt des Frühlings um etwas über 4 Tage. Dieses ist zwar zunächst nur für den mittleren Teil von Deutschland nachgewiesen, dürfte aber für ganz Deutschland und Mitteleuropa gelten, vielleicht die höheren Gebirgslagen ausgenommen. Auf Grund einer früheren Untersuchung wurde der Einfluß der geographischen Länge ermittelt: An nicht zu hoch gelegenen Orten Mitteleuropas verspätet sich für je 111 Km. Längenzunahme von West nach Ost der Frühlingsesintritt um 0,95 Tag. Der Frühlings zieht demnach bei uns von SSW. nach NNO. ein. —

ec. Die Strömung im Eismeere. G. Bogant berichtet über die schwimmenden Häßer, die zur Unterjuckung der Strömung im Eismeere ausgeworfen wurden. Es sind das Tommen von ganz bestimmter Form, welche mit wasserdichtem Stoff bezogen sind. Sie enthalten wissenschaftliche Angaben nebst Datum und Ort der Abjendung in englischer, deutscher, norwegischer und französischer Sprache. Man begann mit der Abjendung im Jahre 1899 von einem von San Francisco ausgehenden Rutter aus. Heute hat man 35 in der Behringstraße wieder aufgefangen, sie brachten also 3—5 Jahre, um das Polarmeere zu durchschwimmen. —